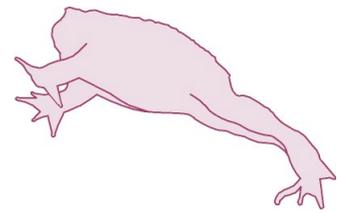


Seminarraumgespräch vom 16. März 2020
(Konnte Coronabedingt nicht stattfinden)



Im Kopf, nicht auf dem Kopf – zu den Kopftuchdebatten in Österreich

Von Fatima El Shebiny

Als sichtbare Frau und Muslimin, die in Europa lebt, habe ich einiges über meinen Alltag zu erzählen, das für andere eher unüblich wirkt. Von Alltagsrassismen über ständige Reduzierungen auf mein Äußeres, allen voran die Wahl meiner Kleider, bis hin zu Zukunftssorgen, die mich in meinen politischen Aktivismus treiben, ist vieles dabei. Aber nicht alles ist negativ. Im Gegenteil, die letzten Jahre und vor allem in der Phase 2017 – 2019, während der ÖVP-FPÖ Regierung, habe ich Erfahrungen machen müssen, die nicht immer einfach waren und mich dennoch sehr positiv in meinem Charakter beeinflusst haben.

Mit 16 Jahren fing ich an, mein Kopftuch zu tragen und von einem Tag auf den anderen änderte sich für mich schlagartig sehr vieles. War ich es vorher noch gewohnt, unsichtbar und unbesorgt durch eine Menschenmasse zu gehen, fiel ich auf einmal in gewöhnlichen Alltagssituationen viel eher auf. Beim Einkaufen, in der Straßenbahn, in der Schule – auf einmal stand mein Kopftuch im Mittelpunkt und alle, die mich vorher ohne Kopftuch kannten, sprachen mich fast nur mehr auf meine Entscheidung an, es zu tragen. Fragen über Fragen, Blicke, die mich durchdrangen und viele Erklärungsstunden später merkte ich auf einmal, dass ich anscheinend keine rein private Entscheidung getroffen hatte, die sich nur auf mich und meinen Körper bezog, sondern, dass mein Kopftuch zu einer regelrechten Gesellschaftsdebatte stilisiert wurde. Erst viel später verstand ich, was es heißt, sich nicht in seiner Selbstverständlichkeit erklären und hinterfragen zu müssen. Der Weg dahin war allerdings ein sehr langer.

Ich kannte es schon von früher, lange bevor ich das Kopftuch trug, dass ich als junges Mädchen oft anhand meiner Kleiderwahl beurteilt wurde. Die Bluse ist zu kurz, der Lipgloss zu offensichtlich, meine Jeans zu eng. Als Mädchen stand meine Kleiderwahl besonders stark im Vordergrund. Unter Freunden besprach man oft die neusten Trends und eigentlich drehte sich im Alltag sehr vieles um die Kleidung, ganz anders als bei den Jungs. Allerdings war diese Diskussion eine, die nicht politisiert wurde und selten dazu führte, dass man versuchte, auf meine allgemeinen Lebensprinzipien und Einstellungen schließen.

Mit dem Kopftuch war das Ganze dann doch ein Stück weit anders und es wurde mir auch oft von Familie und Freunden prognostiziert, die es bereits Jahre zuvor trugen, dass bei der Entscheidung, das Tuch zu tragen, mit einigen „Konsequenzen“ zu rechnen sei. Man versicherte mir, dass diese Entscheidung mich grundlegend im Alltag beeinflussen würde. Oftmals hatte ich das Gefühl, man würde mich regelrecht davor warnen, dass die Verantwortung eine größere sei und es eben nicht nur ein Stück Stoff auf meinem Kopf bleiben würde. Ich wollte es aber nicht glauben und war versichert, dass es in Österreich keine Rolle spielen würde, was man trug oder eben nicht trug. Hier herrschen immerhin die Gesetze eines liberalen Staates. Wir leben schließlich in einem Rechtsstaat mit einer Geschichtskultur, die uns Besseres lehrte,



als jemanden auf seine religiöse Zugehörigkeit oder die damit verbundene Kleidung zu reduzieren. Selbstbewusst traf ich also die Entscheidung, mein Kopftuch zu tragen – trotz aller Warnungen und aller Erfahrungsberichte.

Gleich am ersten Tag, um genau zu sein, am 4. Juli 2015, an dem ich mit meinem Tuch auf die Straße ging, wurde ich von einer mittelaltrigen Frau mit Koffern angepöbelt. Sie würde sich darüber freuen, dass sie endlich Urlaub in Barcelona machen würde, denn dort gäbe es keine verschleierte Frauen. Die Frau sah mich an, aber sprach mich nicht direkt an, sondern sprach in lauter Stimme zu ihrem Partner. Sie ging davon aus, dass ich sie nicht verstehen und schon gar nicht erst antworten könnte. Tatsächlich gelang es mir in diesem Moment nicht, eine passende oder schlagfertige Antwort zu formulieren, und so blieb ich einfach nur stumm und erschrocken bei der Straßenbahnstation stehen. In dem Moment dachte ich mir: „Schon ironisch, dass ich gleich am ersten Tag so eine Erfahrung mache. Ist es ein Zeichen, dass ich es mir vielleicht noch einmal gut durch den Kopf gehen lassen sollte?“

Ich ließ es mir noch einmal durch den Kopf gehen, denn es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich mich in der Öffentlichkeit so klein fühlen musste. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass überhaupt jemand in so einem herablassenden Ton mit mir gesprochen hatte. Je mehr ich darüber nachdachte, desto eher verstand ich, dass das Problem nicht bei mir lag und ich nichts an mir ändern musste. Das Problem lag und liegt bei den anderen, die sich mir gegenüber verschließen, weil sie nur das auf meinem Kopf sehen wollten und nicht, was drinnen ist.

Ich hoffte, es würde ein Einzelfall bleiben, aber solche Situationen häuften sich leider immer mehr, und es schien, dass je rechter die Politik in diesem Land wurde, desto lauter die Rassisten auf der Straße wurden. Es war eine schwierige Situation, mit der ich nicht so recht umzugehen wusste, aber sie brachte mich zu vielen wichtigen Erkenntnissen. Die wichtigste davon: Nichts ist selbstverständlich, außer dass was ich mit Gewissheit selbst steuern kann. Alles andere muss man sich erkämpfen.

Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, Freiheit und freie Religionsausübung sind Grundpfeiler unserer Gesellschaft, die mit Aussagen der späteren ÖVP-FPÖ-Regierung immer mehr hinterfragt werden mussten. Auf einmal schien nichts mehr so gewiss wie davor. Ich verlor den Mut, fühlte mich durch die Parolen, die Plakate und die Androhungen auf der Straße verunsichert, und für einen kurzen Moment hatte ich ein Ohnmachtsgefühl, dass so erdrückend war, wie selten ein Gefühl zuvor. Alles ging so schnell. Jeden Tag eine andere Kopftuchverbotsdebatte. In der Öffentlichkeit und im medialen Raum wurde auf einmal so intensiv über dieses Stück Tuch diskutiert. Meist sprachen Männer über das Kopftuch, am seltensten aber Frauen, die es selbst trugen. Bei dem Überdross an Medien, die das Kopftuch zu einer Allgemeinheitsdebatte stilisierten, fühlte ich mich, als ob meine Stimme nicht gehört werden würde, und selbst wenn ich sprach, würden die anderen mich jedenfalls übertönen, denn sie wussten genau, wie sie mit Ängsten zu spielen haben.

Je mehr ich las und hörte, je mehr das gesellschaftliche Klima zu kippen schien, desto aktiver wurde ich. Ich verstand, was es bedeutete, als Frau eine Stimme zu haben und diese laut zu nutzen. Ich fing an zu verstehen, dass nur wenn Frauen sich selbst um ihre Angelegenheiten kümmerten, es zu Veränderung in Bezug auf diese Angelegenheiten kommen würde. Es war das erste Mal, dass ich begriff, dass meine



Stimme zählt und, dass ich sie verwenden muss, egal wie verloren etwas erscheint, denn kein Kampf ist verloren, wenn er mit Mut gekämpft wird. Jede Frau kann stark sein und egal, was sie auf ihrem Kopf trägt – sei es ein Kopftuch, Haarschmuck oder eben ihr Haar – im Endeffekt zählt das, was in ihrem Kopf ist, was für Gedanken dieser Kopf formt, um später mit einer lauten Stimme für mehr Gerechtigkeit für alle zu kämpfen.

Als junge Frau habe ich das manchmal auf hartem Weg lernen müssen und es brauchte seine Zeit und auch viel Willenskraft. Für die Zukunft wünsche ich mir jedoch, dass jede Frau mit dieser Selbstverständlichkeit aufwachsen kann. Ich hoffe, dass wir einmal an einem Punkt ankommen, an dem wir mit Sicherheit sagen können, dass unsere Frauen und Mädchen den gleichen Mut zur Selbstbestimmung haben wie unsere männlichen Mitbürger.

Fatima El Shebiny ist eine in Wien geborene Chemiestudentin mit Spezialisierung auf Biochemie. Sie liebt politischen Aktivismus leidenschaftlich, liest viel und versucht, mit kleinen Schritten etwas am großen Ganzen in unserer Gesellschaft zum Positiven zu bewegen. Gerne teilt sie ihre Gedanken mit anderen und versucht, die Hintergründe anderer gut zu verstehen, um gemeinsam in einer harmonischen Welt leben zu können.

